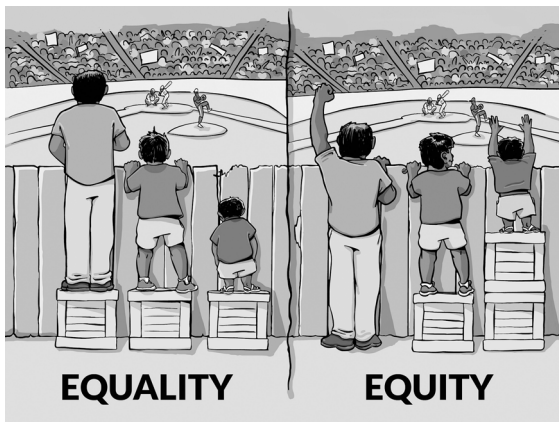


»Durch weiße Vorherrschaft definiert«

Brandon Keith Brown

Wo steht die klassische Musik aus Ihrer Sicht im Bereich der Gleichberechtigung? Es geht um Gerechtigkeit, nicht um Gleichheit. Es geht darum, allen Menschen einen gleichberechtigten Zugang zur Gesellschaft zu ermöglichen, unabhängig von ihrer sozialen Situation. Hier ist eine schöne Illustration, die den Unterschied zwischen Gleichheit und Gleichberechtigung verdeutlicht:

Abb. 1: Der Unterschied zwischen den Begriffen Gleichheit, Gerechtigkeit und Befreiung, Interaction Institute for Social Change; Illustrator: Angus Maguire



Wenn Gleichheit herrscht, bekommt jeder die gleiche Stuhlhöhe, egal ob man klein oder groß ist. Die kleinste Person auf diesem Bild kann jedoch nicht über den Zaun sehen – sie hat keinen Zugang zur Gesellschaft. Gleichheit bedeutet, dass die große Person keinen Hocker braucht, aber die kleinste Person den höchsten Hocker von allen bekommt. Bei der Gleichberechtigung geht es darum, dem Einzelnen die Mittel an die Hand zu geben, die er für den Zugang zur Gesellschaft benötigt. In der klassischen Musik gibt es keine Gleichheit.

Inwiefern? Rassifizierte Gruppen werden vom Publikum und von den Bühnen ausgeschlossen. Schwarze Musiker*innen erhalten nicht die gleichen Chancen und den gleichen Zugang zur Bühne oder zum Beruf wie weiße Musiker*innen in ähnlicher Lage. Sie sind mit Stigmatisierung und dem impliziten rassistischen Vorurteil konfrontiert, dass sie nicht gut genug sind. Dies gilt auch für die Hochschulbildung. Viele Schwarze klassische Musiker*innen sind frustriert und beschließen, in anderen Genres zu arbeiten.

Hat das auch mit einem Mangel an Kontaktstellen zu tun? Gewiss. Weiße sind nicht mit Schwarzen sozialisiert. In den USA leben oder arbeiten 75 Prozent der Weißen nicht in der Nähe von Schwarzen, was jegliche ihrer Annahmen über Rassismus verdächtig macht. In Europa, wo die Schwarze Bevölkerung weniger stark vertreten ist, ist diese Zahl natürlich viel höher. Wir stereotypisieren unbekannte Menschen in einer Weise, die nichts mit ihrer Lebensweise zu tun hat. Wenn Weiße weniger Kontakt zu rassifizierten Gruppen haben, füllen sie die *recognition gap* mit Stereotypen auf, also die kulturelle und identifikative Kluft (vgl. Foroutan 2019). Diese *recognition gaps* sind für Schwarze Körper extrem gefährlich. Sie führen zur Stigmatisierung des Anderen. Der große Soziologe Erving Goffman definiert Stigmatisierung als einen Prozess, der darin besteht, Identitäten und Unterschiede negativ zu qualifizieren (vgl. Dubet 2013, Lamont 2014).

Welche Folgen können diese *gaps* haben? Hinter diesen *recognition gaps* verbergen sich polizeiliche Brutalität – einschließlich Polizistenmorden

an Schwarzen –, systemischer Rassismus, implizite Voreingenommenheit, Ungleichbehandlung bei der Einstellung von Personal, segregierte Schulen und Städte. Am Arbeitsplatz gehört dazu auch die Ungeduld gegenüber Randgruppen (Black Indigenous People of Color, kurz BIPOC) und die mangelnde Bereitschaft, sich auf ein kulturelles Verständnis einzulassen. Schwarze Männer als wütend, furchterregend, bedrohlich, gewalttätig, schmutzig und gefährlich darzustellen, entspricht Stereotypen, die das *weiße* Publikum und die Musiker*innen in den Konzertsaal und andere *weiße* Räume tragen. Dass Schwarze eher Jazz spielen oder Gospelmusik singen, ist ebenfalls ein Stereotyp.

Vielleicht liegt die Verbreitung speziell in der Musik auch daran, dass viele klassische Musiker*innen in komplett weißen Umfeldern arbeiten? Klassische Musiker*innen können ihr ganzes Leben verbringen, ohne jemals mit einem*iner Schwarzen Dirigent*in, Komponist*in oder Kolleg*in zusammenzuarbeiten. Das führt zu der Stigmatisierung, dass Schwarze Musiker*innen nicht gut genug seien, dass wir unfähig seien. Wenn Schwarze Dirigent*innen vor ein Orchester treten, sind wir mit der Trägheit des Rassismus und der Stigmatisierung konfrontiert, die *weiße* Musiker*innen mit sich herumtragen. Dies hält Schwarze davon ab, sich mit dem Dirigieren und der klassischen Musik als Genre zu befassen, geschweige denn, sich um eine Stelle im Orchester zu bewerben. Diese Stereotypen und Vorurteile verhindern die volle Entwicklung und das Potenzial der Schwarzen Kunst in der westlichen klassischen Musik. Dr. Kenneth V. Hardy von der Drexel University erörtert die Auswirkungen von Stereotypen auf Schwarze Körper: Die Seele des eigenen Wesens wird fortlaufend durchbohrt, wenn das eigene Selbstverständnis von jemand anderem durch das definiert wird, was man selbst nicht ist, und nicht durch das, was man ist. Wer man ist, wird also zu einer Antwort auf eine Definition von außen, eine Reaktion auf etwas anderes (vgl. Hardy 2013). *Weiß* definiert also, wer ich in der Gesellschaft bin.

Wo sehen Sie die Ursache für dieses Problem? Stellen Sie sich die Gesellschaft als eine Zwiebel mit vielen Ringen vor. In der Mitte befinden

sich *weiße* Menschen, explizit *weiße* Männer. Diese *Weiß*en definieren die Kultur. Sie bestimmen, was in der Gesellschaft wichtig ist. Sie bestimmen, wer dazugehört und was geschätzt wird, insbesondere in der westlichen klassischen Musik. *Weiß*e sind standardmäßig die einzigen Schiedsrichter*innen in der westlichen Klassik. Sie bestimmen, wer am besten qualifiziert ist, um Zugang zu diesem Beruf zu haben, und wer erfolgreich sein sollte. Die *Weiß*en bestimmen die Standards für das Spielen, Dirigieren, Singen und so weiter. Sie sind die Türsteher*innen und Geschmacksbildner*innen der westlichen klassischen Musik. Die westliche klassische Musik wird also durch die *weiße* Vorherrschaft definiert. Aber alle Gruppen wie Schwarze, Latinx und Asiat*innen haben ihr eigenes kulturelles Repertoire und ihre eigenen kulturellen Erzählungen.

»Kulturelles Repertoire« ist ein Begriff aus der Soziologie. Was bedeutet er in diesem Zusammenhang? Damit sind alle Informationen gemeint, die wir darüber aussenden, wer dazugehört und was in der Gesellschaft wertgeschätzt wird; wer dazugehört und wer nicht dazugehört. Kulturelle Narrative sind buchstäblich die Geschichte der eigenen Kultur und wie sie sich in der Gesellschaft manifestiert. *Weiß*e Musiker*innen, Lehrer*innen, Gatekeeper*innen und Orchesteradministrator*innen dominieren die Branche mit ihrem kulturellen Repertoire. Sie müssen lernen, sich damit abzufinden, unbequem zu sein, und diejenigen entstigmatisieren, die außerhalb der Mitte der Gesellschaft stehen (*out-groups*). Sie müssen marginalisierten Gruppen den Zugang ermöglichen und sie befähigen, Kultur selbst zu definieren.

Sind sich *weiße* Menschen dessen bewusst? Ein großes Problem besteht darin, dass *Weiß*e sich weigern, das Vorhandensein von Rassismus in der Gesellschaft und die Rolle, die sie dabei spielen, anzuerkennen. Wenn sie mit der Realität des Rassismus in der klassischen Musik konfrontiert werden, berichten *weiße* Verwaltungsangestellte, dass sie sich ›schämen, weiß zu sein‹ und sich ›unwohl fühlen‹. Es ist ihnen unangenehm, über *race* zu sprechen, und doch sind das die Leute, die mich einstellen kön-

nen. Mit meiner Geschichte als Aktivist ist es sehr schwierig, damit umzugehen.

Also muss früher oder später Macht im Allgemeinen neu verteilt werden. Klassische Musik kann weder meritokratisch noch demokratisch sein, weil alle Künstlermanager*innen, die meisten Verwalter*innen, Musiker*innen und Entscheidungsträger*innen weiß sind. Die Weißen definieren Kultur und Qualität. Wenn nur Weiße kulturelle Standards definieren, stehen Gleichheit und Meritokratie nie zur Debatte. Meritokratie bedeutet, dass die Besten immer an die Spitze der Gesellschaft aufsteigen. Gleichheit wäre nicht nötig, wenn es Meritokratie gäbe.

Können Sie das konkretisieren? Gleich ist nicht gleich ›gleich‹. Die Weißen legen die Standards für musikalische Exzellenz fest und ignorieren die Tatsache, dass Schwarze doppelt so hart arbeiten müssen, um nur halb so viel zu bekommen. Schwarze Spitzenleistungen auf dem eigenen Instrument werden die Weißen nicht dazu inspirieren, uns ernst zu nehmen, die Erfahrungen der Schwarzen in der Gesellschaft zu schätzen oder zu verstehen und unsere kulturellen Erzählungen und Repertoires zu würdigen. Die Meritokratie hat die Zahl der Schwarzen Orchestermitglieder mit fester Anstellung nicht erhöht. Meritokratie hat keine weißen Institutionen geschaffen, die erfolgreich Schwarze Dozent*innen für klassische Musik anziehen und einstellen. Meritokratie hat den Abstand zwischen Schwarzen und Weißen in der Gesellschaft nicht verringert. Wenn künstlerische Entscheidungen auf der Grundlage der kulturellen Narrative und Repertoires rassifizierter Gruppen getroffen werden, kommt man der wahren Gleichheit näher. Alle kulturellen Narrative und Repertoires sind gleichwertig.

Es gibt ja bereits Bemühungen in Richtung einer größeren Diversität. Was halten Sie davon? »Diversity« ist ein falsch verstandener Begriff. Ich verwende ihn oft im Gespräch mit weißen Menschen, weil sie damit etwas anfangen können. »Diversity« bedeutet wörtlich, »to divert from whiteness«, also vom Weißsein abzulenken. Das Weißsein ist das Zentrum, von dem sich Schwarze diversifizieren müssen. Warum kann man

nicht vom Schwarzsein diversifizieren? Vielfalt impliziert die Zentrierung des *Weißseins*. *Weißsein*, also *weiße* Kultur und *race*, wird sicher in der Mitte der Gesellschaft gehalten, während BIPOC ausgegrenzt werden; außerhalb des Zentrums bleiben. Uns wird kein Platz am Tisch eingeräumt, um über die Kultur in der westlichen klassischen Musik zu entscheiden. Vielfalt erfordert, dass rassistisch marginalisierte Gruppen vom *weißen* Zentrum der Gesellschaft abweichen, während sie die Normalisierung des *Weißseins* akzeptieren, sich anpassen, aufrechterhalten und daran teilnehmen. Diversität normalisiert darin das *Weißsein*.

Weil es die Weißen in der Mitte der Gesellschaft hält? Ja. Vielfalt dezentriert das *Weißsein* nicht. Sie verschiebt das Zentrum der Gesellschaft nicht entsprechend den kulturellen Repertoires und Erzählungen der *out-groups*. Vielfalt erweitert nicht einmal die Mitte der Gesellschaft, um andere Gruppen hineinzulassen. Diversität erhält die *weiße* Vorherrschaft aufrecht. Auch wenn man vom Zentrum der Gesellschaft abweicht, bleibt das Zentrum immer noch *weiß*. Das ist weder gleichberechtigt noch gerecht oder fair. Warum sollte mein kulturelles Repertoire aus der Mitte der Gesellschaft ausgeschlossen werden? Wenn ich von der Mitte der Gesellschaft abweiche, wird meine Existenz marginalisiert. Das ergibt keinen Sinn. Wir sollten nicht nach *diversity* streben.

Was ist also die Alternative, in rein konzeptioneller Hinsicht? Rassistisch marginalisierte Gruppen müssen dafür kämpfen, das *Weißsein* in der Gesellschaft zu dezentrieren. Unsere kulturellen Repertoires und Narrative sind wertvoll. Wir sind fähige Arbitrator*innen der westlichen klassischen Musik. Wir gehören dazu. Wir sind würdig. Wir verdienen es, dass man uns sieht, hört und anerkennt. Der nächste Punkt ist Akzeptanz. Das ist ein schwer zu verstehendes Konzept, besonders für Deutsche.

In Deutschland spricht man oft von ›Toleranz‹ ... Mit ›Toleranz‹ kann man Dinge sagen wie: Ich toleriere Frauen am Arbeitsplatz, aber ich glaube eigentlich nicht, dass sie dort sein sollten.

- Ich toleriere türkische Menschen in der Gesellschaft, aber ich will sie nicht hier haben.
- Ich toleriere Schwarze, aber ich habe Angst, mich im Zug oder im Konzertsaal neben sie zu setzen. Ich fühle mich bedroht. Ich gehe über die Straße, wenn ich sie sehe. Ich habe Angst vor ihnen. Ich möchte nicht, dass sie in meiner Nachbarschaft leben.
- Ich toleriere LGBTQIA+-Menschen, aber ich halte ihre Lebensweise für falsch.
- Ich toleriere Muslim*innen, aber ich bin nicht mit ihrer Religion einverstanden.

›Toleranz‹ ist also ignorant? Weiße Deutsche geben sich damit zufrieden, einfach nur miteinander ›auszukommen‹, ohne Menschen zu akzeptieren, die anders sind als sie. Wir müssen Akzeptanz lernen. Wir müssen die Religion, die Kultur, die Sprache, die *race*, die ethnische Zugehörigkeit, die Nationalität, die sexuelle Orientierung, das Geschlecht, den sozioökonomischen Status und so weiter anderer Menschen als gleichwertig mit unseren eigenen akzeptieren. Die Globalisierung lässt Menschen in Windeseile um die Welt reisen. Ihre Kultur kommt mit ihnen. Die Deutschen haben eine Geschichte, in der sie nicht-deutsche Kulturen nicht wirklich willkommen geheißen haben. In Deutschland gibt es zum Beispiel kein Geburtsrecht – anders als in den USA –, was bedeutet, dass man selbst dann, wenn man in Deutschland geboren ist und die eigenen Eltern keine Deutschen waren, nicht unbedingt deutsche*r Staatsbürger*in ist; man muss die Staatsbürgerschaft beantragen.

Und das kann ein extrem nervenzehrender Prozess sein. Aber noch einmal zurück zum Punkt *diversity*: Wenn also zum Beispiel das Lucerne Festival ein ›diverses‹ Programm macht, in dem viele Schwarze Künstler*innen vertreten sind, dann ist das aus Ihrer Sicht oberflächlich und

nicht zielführend? Es ist vorübergehend. Es ist nicht von Dauer. Es ändert nicht die Herzen und Köpfe der *weißen* Menschen. Es überzeugt die *Weißen* nicht davon, ihren Platz in der Mitte der Gesellschaft mit rassifizierten Gruppen zu teilen. Es erweitert die kulturelle Zugehörigkeit nicht auf Schwarze und andere rassifizierte Gruppen. *Diversity* trägt nicht dazu bei, die *weiße* Vorherrschaft aus der Mitte der Gesellschaft zu entfernen. Vielmehr verstärken diese Zurschaustellungen von ›Vielfalt‹ die Ausgrenzung von rassistisch marginalisierten Gruppen. Allerdings geben sie den *Weißen* ein gutes Gefühl und den Schwarzen Hoffnung. Hoffnung ist ein starker Motivator, aber sie ist oberflächlich, wenn die *Weißen* nicht dauerhaft strukturell und ehrlich darüber nachdenken, wie sie ihr Verhalten ändern können, um rassifizierte Gruppen einzubeziehen.

Aber Weiße haben dann das Gefühl, wenigstens irgendetwas zu tun, ihr Privileg für etwas Gutes zu nutzen. Ja, diese Veranstaltungen geben *Weißen* das Gefühl: Seht euch an, was wir getan haben, wir haben dieses Schild, wir haben diesen tollen Slogan, diese* diesen Schwarze*n oder andere PoC-Sprecher*innen – dieses diverse Orchester. Die Präsentation von Schwarzen bei solchen Veranstaltungen macht uns zu Wohlfühl-Token für *Weiße*. Letztendlich gibt es keine nachhaltigen Bemühungen, die kulturelle Mitgliedschaft auf BIPOC auszuweiten, die an diesen Veranstaltungen teilnehmen. Diese Gesten sind bedeutungslos. Das *Weißsein* ist nach wie vor zentral für die westliche klassische Musik. Wir sollten unsere Energien bündeln, um uns für die Erweiterung des gesellschaftlichen Zentrums einzusetzen, um unsere kulturellen Repertoires und Narrative einzubeziehen, nicht nur die *weiße* Kultur. Die Kultur muss von den Schwarzen neu definiert werden, die am untersten Ende des Totempahls stehen, insbesondere von den Afroamerikaner*innen, die als Nachkommen von Sklav*innen die einzigen unfreiwilligen Einwanderer*innen in den USA sind. Die *Weißen* müssen an der Seite der Schwarzen fleißig daran arbeiten, die Kultur der westlichen klassischen Musik neu zu definieren. Ihre Macht hat in der Gesellschaft die Oberhand.

Wie kann das funktionieren? Schwarze Körper können diese Arbeit nicht allein bewältigen. Das zehrt an uns. Wenn man Schwarze Körper in *weiße* Kultureinrichtungen steckt, verändert man nicht die Kultur, sondern man bricht uns. Das fordert einen psychologischen und physiologischen Tribut von Schwarzen Körpern. Es ist viel über die Verletzung Schwarzer Körper als Reaktion auf den Rassismus in der Gesellschaft geschrieben worden. In der Stressforschung wird der »*allostatic load*« gemessen, also die physiologische Reaktion des Körpers auf externen Stress durch die Gesellschaft. Der *allostatic load* ist bei Afroamerikaner*innen deutlich höher als bei *Weiß*en. Er verstärkt Entzündungen im Körper, was zu einem früheren Ausbruch von Krankheiten wie Herz-erkrankungen, Diabetes, Bluthochdruck, Nierenversagen, Asthma und bestimmten Krebsarten führt. Schwarze Frauen haben ein mehr als dreimal so hohes Risiko, bei der Geburt eines Kindes zu sterben, als *weiße* Frauen. Es ist erwiesen, dass keiner dieser negativen physiologischen Umstände genetisch oder durch den Lebensstil bedingt ist. Sie sind alle auf den Stress des offenen und systemischen Rassismus, das heißt der *weißen* Vorherrschaft, und die Zentralisierung des *Weiß*seins in der Gesellschaft zurückzuführen. *Weiß*e teilen den Raum nicht mit anderen. Das ist nicht in ihrem Interesse. Gleichzeitig profitieren auch die Schwarzen von der Zentralisierung des *Weiß*seins.

Dies zu lesen, wird viele überraschen. Was meinen Sie? Ja, das klingt neu, weil man bisher wenig darüber nachgedacht hat. Aber es ist nicht im Interesse der Schwarzen, das *Weiß*sein zu dezentrieren. Wenn man versucht, das *Weiß*sein zu dezentrieren, kann man schnell seinen Job, seine Beziehungen, seine materiellen Ressourcen, seine Möglichkeiten, seine politische Macht und seinen Zugang zur Gesellschaft verlieren. Sie werden gecanceled. Wir profitieren von der Teilnahme an der Zentrierung des *Weiß*seins. Wir versuchen auf vielerlei Weise, Zugang zur Mitte der Gesellschaft zu finden, in Bezug auf Sprache, Bildung, Kultur, Heirat mit *Weiß*en, Umzug in *weiße* Viertel – alles, um materielle und kulturelle Ressourcen zu erhalten. Diese Mittel werden oft unbewusst eingesetzt, um sich an die dominante *weiße* Kultur anzupassen. Das ist eine echte Zwickmühle. Rassifizierte Gruppen tun alles, was sie können,

um in der Mitte der *weißen* Gesellschaft mitzuspielen. Wir streben danach, Ressourcen und Möglichkeiten zu erhalten und nach *weißen* Maßstäben erfolgreich zu sein. Gleichzeitig kämpfen wir darum, unsere eigenen kulturellen Repertoires und Erzählungen zu bewahren. Es gibt eine Redewendung aus den Südstaaten: »*go along to get along*«, also »mitgehen, um mitzukommen«. Wenn man sein Wesen abstumpft, um in die *weiße* Gesellschaft zu passen, hat das gefährliche biologische Folgen für den Schwarzen Körper.

Aber trotz dieser Bemühungen gibt es im Bereich der europäischen klassischen Musik, insbesondere im Bereich des Dirigierens – Sie haben es vorhin gesagt – immer noch wenige Schwarze Musiker*innen, wenige Musiker*innen of Color, wenige Frauen. Warum ist das so? Auch hier wird die westliche klassische Musik von der *weißen* Gesellschaft, hauptsächlich von *weißen* Männern, bestimmt. Aus diesem Grund gibt es überwiegend *weiße* männliche Dirigenten, die Orchester leiten. Orchester sind ein Mikrokosmos der Gesellschaft. Obwohl die Berliner Philharmoniker vor kurzem ihre erste Konzertmeisterin gewählt haben, sieht man bei den Entscheidungsträger*innen überwiegend *weiße* Männer, die entscheiden, wer es verdient, wer es wert ist und wer geschätzt wird.

Dennoch gibt es Ausnahmen – Sie haben zum Beispiel 2012 den 3. Preis beim Dirigierwettbewerb von Sir Georg Solti gewonnen. Irgendwo scheinen sich dann doch Türen zu öffnen. Ich versichere Ihnen, dass ich doppelt so hart gearbeitet habe, um 402 Kandidat*innen auszusteichen. Doppelt so hart zu arbeiten ist der einzige Weg, um als Schwarze Person erfolgreich zu sein, und es fordert einen erheblichen körperlichen und geistigen Tribut. Wettbewerbe können eine Karriere fördern. Aber genauso wichtig, wenn nicht sogar noch wichtiger, sind weiche Faktoren wie Eltern, die Musiker*innen sind und die die finanziellen Mittel haben, um die musikalische Ausbildung ihres Kindes zu unterstützen. Noch besser ist es, wenn die Eltern in einem Orchester spielen. Wenn man in einer Großstadt lebt und durch persönliche Beziehungen Zugang zur Musik hat, ist es einfacher, Zugang zu Proben zu

bekommen, Dirigent*innen und Musiker*innen zu treffen und möglicherweise Mentor*innen oder sogar Engagements zu bekommen. Die meisten Menschen mit dieser Art von Zugang sind *weiß* und können sich mit anderen *weißen* Dirigent*innen und Musiker*innen identifizieren. Es gibt eine automatische kulturelle und rassistische Wertung unter *Weiß*en, was es für Schwarze schwierig macht, sich einzubringen. Ich hatte keine dieser Möglichkeiten. Dazu kommt noch: Wenn man gut aussieht, steht einem auch die Welt offen.

Viele Menschen würden dem widersprechen und sagen, dass körperliche Attraktivität in der Kunst keine Rolle spielt. Ja, das stimmt, vor allem in Bezug auf Frauen, um ehrlich zu sein. Der Phänotyp für Dirigentinnen ist blondes Haar und blaue Augen. Vor allem attraktive blondhaarige und blauäugige Frauen bekommen Chancen, weil sie dem Idealbild der Mitte der Gesellschaft entsprechen – so stellen sich *weiße* Männer eine Dirigentin vor, wie sie aussehen sollte. Es ist ein Beispiel dafür, wer in der Gesellschaft etwas wert ist und wer nicht. Das ist oft höchst undemokratisch. Ich muss hinzufügen, dass Frauen in mancher Hinsicht besser geeignet sind, Dirigent*in zu werden als Männer. Frauen haben oft eine Sensibilität und Intuition, die Männer nicht haben. Sie haben oft Zugang zu mehr emotionalen Mitteln, um Musik zu interpretieren.

Vermutlich ist das der Sozialisation geschuldet, die ihnen genau das beibringt: sich um andere zu kümmern, sensibel zu sein und ihre Gefühle zu zeigen ... Aber zurück zu dem Privileg der körperlichen Attraktivität: Was wäre nötig, um das zu ändern? Es ist kompliziert. Der Mensch hat sich seit der Steinzeit sozial kaum weiterentwickelt. Wenn ein Unbekannter in deine Höhle kam, hast du ihn nicht auf einen Kaffee reingebeten. Du hast ihn weggejagt. Er war dir unbekannt. Die Menschen hatten Angst, dass er ihre Ressourcen, also Werkzeuge, Nahrung und so weiter, stehlen, dass der Unbekannte ihnen, ihren Kindern oder ihren Partner*innen Schaden zufügen oder sie im schlimmsten Fall sogar töten könnte. Vielleicht sprachen sie nicht einmal dieselbe Sprache. Wir fühlen uns am wohlsten mit Menschen, die sind wie wir, die unsere gemeinsame kulturelle Geschichte und unser Repertoire tei-

len. Alle anderen könnten als gefährlich stigmatisiert werden. Das zeigt sich darin, wer in unseren Orchestern und an unseren Arbeitsplätzen sitzen darf.

Und in Bezug auf die Frage bedeutet das: Man muss den Menschen beibringen, aus diesen alten Mustern auszubrechen? So in etwa. *In-groups*, also *Weißer*, müssen lernen, mit anderen, BIPOC oder *out-groups*, zusammenzuarbeiten. Aufklärung darüber, wie man die *weiße* Vorherrschaft in der Gesellschaft zerstören kann, hilft. Dazu müssen *Weißer* lernen, sich damit anzufreunden, unbequem zu sein – viele Schwarze auch.

Nicht so einfach in einem System, das, wie Sie sagen, von *Weißer* dominiert wird, oder? *Weißer* Menschen wissen, dass sie in der Mitte der Gesellschaft stehen, und kämpfen darum, dort zu bleiben. Sie haben keinen Grund oder kein Interesse daran, das Zentrum zu erweitern und andere hineinzulassen. Sie müssen die Empathie, das Bewusstsein und das Wissen entwickeln, um den Raum mit anderen zu teilen und für andere zu schaffen. Sie müssen rassifizierte Gruppen außerhalb der Mitte der Gesellschaft entstigmatisieren und ihnen völlig ungehinderten Zugang gewähren. Das würde die Gruppenzugehörigkeit neu definieren.

Das ist in Deutschland ein schwieriges Thema. Wenn jemand nach Deutschland kommt und die Sprache nicht spricht, hat er Pech gehabt. Wenn Sie in Deutschland Schwarz oder *of color* sind, ist es noch schlimmer. Das ist etwas anders als in den USA.

Dort gibt es keine Amtssprache, meinen Sie das? Das stimmt. Weil es ein Einwanderungsland ist. Deshalb kann man in den USA leben und sterben, wenn man zum Beispiel nur Spanisch oder Polnisch spricht.

Und Sie haben die amerikanische Staatsbürgerschaft per Geburt. Das stimmt. Wie ich bereits gesagt habe, kann man in Deutschland geboren werden und trotzdem nicht die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten. Es gibt eine Barriere, um Staatsbürger*in zu werden, besonders für

PoC. Es bestärkt die Ideologie, dass man nicht dazugehört. Es gibt enorme kulturelle und bürokratische Barrieren, um in Deutschland ein*eine gleichberechtigte*r Bürger*in zu werden – wenn das überhaupt möglich ist. Bildung ist auch keine Hilfe. Hochgebildete PoC kommen nach Deutschland, sind Ärztinnen und Ärzte, Anwälte und Anwältinnen, Professor*innen mit Dokortitel, werden aber von den *weißen* Deutschen, die die Arbeitswelt dominieren, ausgegrenzt und rassifiziert. Sie werden stigmatisiert, was sie oft daran hindert, vollwertige Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Selbst wenn sie Deutsch lernen, den Einbürgerungstest bestehen und die deutsche Staatsbürgerschaft und/oder eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung erhalten, haben sie immer noch nicht die gleichen Chancen wie *weiße* Deutsche. Sie können ihr Potenzial nicht voll ausschöpfen. Es gibt viele gute Dinge an Deutschland und der deutschen Kultur. Die Deutschen haben die Möglichkeit, über ihre Geschichte nachzudenken und sie zu reflektieren, was in den USA nicht möglich ist. Aber in Deutschland ist der Zugang von Ausländer*innen zur Mitte der deutschen Gesellschaft eingeschränkt und behindert. Das ist völlig restriktiv, würde ich sagen.

Wie sieht es mit der westlichen klassischen Musik aus, ist sie Ihrer Meinung nach anderen Künsten hinterher? Nach dem, was ich studiert, gelernt und erlebt habe, ja. Sie ist am weitesten zurückgeblieben. Am weitesten fortgeschritten ist meiner Meinung nach der Tanz, insbesondere der moderne Tanz – er ist eine der offensten Kunstformen für Schwarze Körper. Im Gegensatz dazu ist die westliche klassische Musik die letzte Bastion der *weißen* Dominanz in der Kunst. Dies äußert sich auch in antiasiatischem Rassismus. *Weiß*e Orchestermusiker*innen in Deutschland befürchten, dass ihnen ihre Ressourcen, also Arbeitsplätze und Geld, weggenommen werden – von anderen. Das ist aber ein Trugschluss, eine neoliberale Ideologie. Diejenigen, die in der Mitte stehen, denken, dass es nicht genug Ressourcen für alle gibt und dass sie die Einzigen sind, die Chancen verdienen. Sie bestimmen, wer in die Gesellschaft und Organisationen gehört, und sind stillschweigend oder übermäßig feindselig gegenüber Randgruppen. Und hier sind wir wieder in der Steinzeit.

Wenn nun also mehr Frauen gefördert werden, insbesondere in Führungspositionen und der musikalischen Leitung, ist das ein guter Schritt? Ich warte. Ich warte als afro-amerikanischer Mann. Ich warte darauf, dass in Deutschland in Stellenanzeigen gesagt wird, dass PoC bei der Einstellung bevorzugt werden, genauso wie sie es bei *weißen* Frauen tun. In vielen Branchen suchen jetzt alle nach Frauen, aber sie meinen in Wirklichkeit *weiße* Frauen. In den USA wird offener über *race* gesprochen. Es gibt auch sehr strenge rechtliche Konsequenzen gegen Rassismus am Arbeitsplatz und an öffentlichen Orten. Wenn man sich dort um eine Stelle als Musikdirektor*in bewirbt, verlangen viele Orchester inzwischen ausdrücklich eine Erklärung zu Inklusion, Gleichberechtigung und Zugehörigkeit. In einigen Städten liegt der Anteil der Afroamerikaner*innen bei 40 Prozent oder mehr. Das Orchesterpublikum bleibt aber *weiß*. Sie spielen nicht für ein potenzielles Schwarzes Publikum außerhalb des Konzertsaals. Orchester gehen nicht auf die Bedürfnisse von rassifizierten Gruppen in der Gesellschaft ein. Daher berichten viele Schwarze, dass sie sich bei Orchesterkonzerten nicht willkommen oder unwohl fühlen. Seit dem öffentlichen Lynchmord an George Floyd stehen die Musikdirektor*innen in den USA unter dem Druck, sich Gedanken darüber zu machen, wie sie rassifizierte Gruppen außerhalb des Konzertsaals einbeziehen können.

In Deutschland spielen die meisten Orchester auch für ein weißes Publikum, aber einige bemühen sich zusehends, auch andere Publika anzusprechen. Dennoch sind es *Weiß*e, die für *Weiß*e spielen. Konzertsäle sind nach wie vor Räume der klanglichen *Weiß*heit. Das ist ein internationales Problem. Westliche klassische Musikinstitutionen müssen lernen, für Schwarze Menschen und PoC außerhalb ihrer Mauern zu spielen.

Hat die klassische Musik einen Einfluss auf die Gesellschaft, kann sie sie verändern? Klassische Musik hat definitiv die Macht, das Bewusstsein der Gesellschaft zu verändern und uns einander näher zu bringen. Wenn es uns gelingt, rassifizierte Gruppen zu entstigmatisieren und sie in die Konzertsäle einzuladen, werden *Weiß*e lernen, sich mit rassifizier-

ten Gruppen zu sozialisieren. Wir alle haben doch die gleichen Gefühle. Ein Konzerterlebnis ermöglicht es uns, die gleichen Emotionen zur gleichen Zeit zu teilen. Dies ist eine gemeinsame emotionale Erfahrung, die wir in die Pause mitnehmen. Sie kann über den Konzertsaal hinaus auf die Straße getragen werden und sich positiv auf die Art und Weise auswirken, wie wir im täglichen Leben miteinander umgehen. So sehr die westliche klassische Musik auch polemisch ist und uns nach *race*, Klasse und Kultur trennt, kann sie doch ein mächtiger Katalysator sein, der die Gesellschaft zusammenbringt.

Was müsste geschehen? In anderen Ländern schaffen Schwarze klassische Musiker*innen ihre eigenen Ensembles und sichere Räume ohne Weißsein, Rassifizierung und Stigmatisierung. Sie setzen sich für die Akzeptanz ihrer kulturellen Narrative und Repertoires in der westlichen klassischen Musik ein. In den USA gibt es das *Colour of Music Festival*, ein ganzjähriges Festival nur für Schwarze internationale klassische Musiker*innen. Es hat sich schnell zu einem internationalen Festival entwickelt. Dort haben Schwarze ihr eigenes Orchester, das zu dirigieren ich das große Privileg hatte – eine Erfahrung, die mich hat demütigt werden lassen. In Abwesenheit der Weißen fühlten wir uns ganz und gar gesehen – das ist selten.

Warum fühlten Sie sich so gesehen, als keine Weißen da waren? Wir haben uns nicht für unser Schwarzsein entschuldigen müssen, indem wir uns der klanglichen weißen Vorherrschaft der klassischen Musik angepasst haben. Wir spielten hauptsächlich Schwarze Komponist*innen mit Schwarzen Solist*innen. Wir fühlten uns sicher. Wir wurden auf der Bühne nicht ausgegrenzt und zu Alibifiguren gemacht, wie es in weißen Orchestern oft der Fall ist. Wir hatten ein begeistertes Publikum aller *races* und Klassen. Ich fühlte mich geliebt, gesehen, würdevoll, selbstwertig, zugehörig, verdienstvoll und erfuhr immense Wertschätzung durch das Orchester und das Publikum. Ich ging gestärkt nach Hause, überzeugt davon, dass die Kraft von *Blackness* die weiße Welt der westlichen klassischen Musik verändern kann. Das Wichtigste war, dass wir ohne die Ablenkung durch das Weißsein Musik gemacht haben.

Wissen Sie von solchen Räumen auch in Deutschland? Diese sicheren Räume in der klassischen Musik gibt es im deutschsprachigen Raum nicht. Deshalb habe ich angefangen, mein eigenes Ensemble zu gründen: *All the Black Dots*. Die Unterstützung von Ensembles wie meinem zeigt, dass Deutschland die Globalisierung und BIPOC in der westlichen klassischen Musik unterstützt. Es wird *weißen* westlichen klassischen Musikinstitutionen international zeigen, wie man PoC in den Mittelpunkt stellt und für Menschen außerhalb ihrer Mauern spielt.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Weiße sind die Gatekeeper, taste maker und Schiedsrichter der klassischen Musik. Sie definieren die Leistungsstandards. Sie gelten als am besten geeignet, um zu entscheiden, wer auf der Bühne und im Publikum repräsentiert wird und wessen Musik zu hören ist. Das ist ungerecht. Die *Weißen* müssen Schwarze als Gatekeeper und Geschmacksbildner in der klassischen Musik akzeptieren und ihnen Raum geben, und die Schwarzen müssen glauben, dass sie es verdienen. *Weiße* Gatekeeper der Branche müssen lernen, sich damit abzufinden, dass es eben unangenehm ist, über *race*, ihre Auswirkungen auf Schwarze Körper und die westliche Klassikindustrie zu diskutieren. Schaffen Sie jetzt Platz für ein neues Schwarzes Publikum und Schwarze Körper auf der Bühne.

Literatur

- Ballard, Dawna/Allen, Brenda/Ashcraft, Karen/Ganesh, Shiv/McLeod, Poppy Laurretta/Zoller, Heather (2020): »When Words Do Not Matter: Identifying Actions to Effect Diversity, Equity, and Inclusion in the Academy«, in: *Management Communication Quarterly* 34(4), S. 590–616. <https://doi.org/10.1177/0893318920951643>
- Dubet, François/Cousin, Olivier/Macé, Éric/Rui Sandrine (2013): »Pourquoi moi? L'expérience des discriminations«, in: *Sociologie du travail* Vol. 57, S. 144–146. <https://doi.org/10.4000/sdt.1873>
- Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft, transcript.
- Hardy, Kenneth V. (2013): »Healing the Hidden Wounds of Racial Trauma«, in: *Reclaiming Children and Youth* 22, S. 24–28. Online

abrufbar unter: https://sfgov.org/juvprobation/sites/default/files/Documents/juvprobation/JPC_2014/Healing_the_Hidden_Wounds_of_Racial_Trauma.pdf (letzter Zugriff: 11.6.2023).

Lamont, Michèle/Beljean, Stefan/Clair, Matthew (2014): »What Is Missing? Cultural Processes and the Causal Pathways to Inequality«, in: *Socio-Economic Review* 12(3), S. 573–608. <https://doi.org/10.1093/ser/mwu011>

